

Während die Beschreibung der Architektur der Synagogenneubauten bei den bisher beschriebenen Perspektiven keine Rolle spielt, zeigt die dritte Perspektive der Rezeption des Synagogenbaus ein deutliches Interesse am Bau selber, indem die Synagoge als urbanes Projekt beschrieben wird. Die Verfasserin findet diese Berichte vor allem zum Bau der Stadtsynagogen in Karlsruhe, Mannheim, Baden-Baden, Emmendingen, Heidelberg, Bruchsal, Ettlingen und Rastatt (S. 121–230). Die Bedeutung für die Stadt wird dabei besonders herausgestellt, wie beim Bau der Synagoge in Baden-Baden, wo die Synagoge zugleich zum Angebot für die jüdischen Kurgäste in der Stadt und zur Gästeattraktion wurde.

Durch die beschriebene Heranziehung und eine gründliche Analyse von bisher nur wenig berücksichtigten Quellenkorpora ist die Arbeit von Christiane Twiehaus ein wichtiger neuer Beitrag zur Geschichte und zum Verständnis des Synagogenbaus im badischen Bereich. Darauf aufbauend wäre nun von Interesse, ob sich in anderen Regionen Deutschlands (z. B. in Württemberg oder in Hessen) dieselben Perspektiven feststellen lassen oder ob es teilweise andere regionale Ausprägungen gibt. Ergänzt werden die Texte des Buches durch einzelne Abbildungen von Synagogengebäuden; beigelegt ist eine CD, in der alle Presseartikel aufgenommen sind.

Joachim Hahn

Sven WAHL, Uwe SCHELLINGER (Hg.), Vom jüdischen Kinderheim zur Luisenklolik, Die Geschichte des Friedrich-Luisen-Hospizes in Bad Dürkheim 1912–2012, Bad Dürkheim: Selbstverlag der Luisenklolik 2012. 206 S. ISBN 978-3-00-038341-0. € 14,95

Manchmal bringen Festschriften die Forschung voran und sind nicht nur gut bebilderte Hochglanzpublikationen mit Alibi-Funktion für den Auftraggeber. Die Geschichte eines der ersten jüdischen Kindererholungsheime wäre wohl nie geschrieben worden, wenn es nicht eine Privatklinik gäbe, die ihre baulichen Wurzeln, die hundert Jahre zurückreichen, nicht verbirgt, sondern sich durchaus in der Verantwortung sieht, einer Institution, welche die Nationalsozialisten liquidiert haben, einen Gedenkstein im Sinne des hebräischen *Yad va-shem* („Denkmal und Name“, vgl. Jesaja, 56,6) zu setzen.

Wo sich heute in Dürkheim die Luisenklolik, ein Zentrum für Verhaltensmedizin, befindet, war über viele Jahrzehnte ein jüdisches Kindererholungsheim, das Friedrich-Luisen-Hospiz – eine der bedeutendsten Wohlfahrtseinrichtungen für jüdische Kinder in Deutschland. Es wurde 1912 eröffnet, nachdem der Oberrat der Israeliten in Baden bereits sechs Jahre zuvor den Beschluss gefasst hatte, dem großherzoglichen Paar anlässlich seiner Goldenen Hochzeit durch den Bau eines Kinderheims Dankbarkeit, Respekt und Huldigung zu erweisen.

Ähnliche Einrichtungen gab es bereits in Bad Kissingen und Bad Nauheim. Nun sollten auch bedürftige jüdische Kinder in Baden in den Genuss eines Sanatoriumaufenthaltes kommen. Wegen seiner religiös eher orthodoxen Ausrichtung erfreute sich das Heim bereits vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges über Baden hinaus, und zwar besonders in traditionell gesinnten jüdischen Kreisen, großer Beliebtheit. Zuständig für Kultusangelegenheiten war das Rabbinat in Gailingen, wo es eine große jüdische Landgemeinde gab.

Während die Zeit bis 1933 durch Quellen gut belegt ist, stellt sich die Forschungssituation für die Zeit des „Dritten Reiches“ aufgrund fehlender Dokumente sehr viel schlechter dar, zumindest was den Alltag dieser Institution in einer Zeit der Unterdrückung und Verfolgung anbelangt. Immerhin kam durch Nachforschungen ein Fotoalbum aus dem Jahre 1937 ans Tageslicht, das eindrucksvolle Bilder des alltäglichen Lebens im Sanatorium zeigt, bei

denen man aber hinter der Idylle die Drangsale nur erahnen kann. Man erfährt aus dem äußerst lesenswerten Kapitel, das die Zeit zwischen 1933 und 1945 behandelt, außerdem, dass es neben der Gesundheitsvorsorge für jüdische Kinder und Jugendliche Mitte der 1930er Jahre auch eine „Lerngemeinschaft“ von Jugendlichen und Erwachsenen gab, in der jüdische Bildungsarbeit betrieben wurde. Einer der Referenten war der bekannte jüdische Historiker Arnold Berney (1897–1943), zu dem seit einigen Jahren erfreulicherweise eine Biographie von Heinz Duchardt vorliegt.

1939 musste das jüdische Kindererholungsheim seine Pforten schließen, auch wenn eine „Arisierung“ zunächst verhindert werden konnte. Das Gebäude diente fortan als Kriegslazarett. Die ehemaligen Kinderpflegerinnen kamen größtenteils im Holocaust um. Auch ihnen wird in dieser „Festschrift“ ein Denkmal gesetzt.

Der zweite Teil geht auf die Nachkriegsgeschichte ein, wobei besonders der Abschnitt über die Rückerstattung des geraubten Besitzes an die badische jüdische Gemeinde als Lehrstück für die Problematik der sogenannten „Wiedergutmachung“ dem Leser empfohlen werden kann. Von 1945 bis 1951 diente das Gebäude wieder seinem ursprünglichen Zweck, nämlich als Kinderheim, zunächst für die französische Besatzungsmacht, dann für die Dürreheimer Gemeinde. Ab 1951 betrieb ein evangelisches Missionswerk, der Chrischona-Schwesternverband, dort ein Kinderheim, das „Luisenheim“, zunächst als Pächter, ab 1954 als Eigentümer. Doch mit dem Rückgang der Kuren für Kinder seit den 1970er Jahren kam allmählich auch das wirtschaftliche Aus für diese Einrichtung. Haus und Grundstück wurden 1990 an einen privaten Klinikbetreiber verkauft. Mit der Etablierung einer Kinder- und Jugendpsychiatrie an der „Luisenlinik“ im Jahr 2001 knüpft das Haus wenigstens teilweise an seinen früheren Bestimmungszweck an, wobei der jüdische Charakter verlorengegangen ist. Heute betreibt die Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland e. V. andernorts, nämlich in Bad Sobernheim in Hessen, Ferienerholung für Kinder und Jugendliche.

Robert Jütte

„Welche Welt ist meine Welt?“ – Jüdische Frauen im deutschen Südwesten, hg. vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg (Laupheimer Gespräche 2004), Heidelberg: Winter-Verlag 2009. 244 S., 17 s/w Abb. ISBN 987-3-8253-5656-1. € 14,-

Der vorliegende Band umfasst die Beiträge der Laupheimer Gespräche 2004, die sich auf unterschiedliche Weise mit dem Themenfeld „Jüdische Frauen“ befassen. Dass es nicht leicht ist, sich dem Thema zu nähern, betont Thomas Schnabel in seinem Vorwort. Jüdische Frauen haben – kaum anders als christliche Frauen – nur wenige Spuren in den Quellen hinterlassen; sie sind auch bislang von der Forschung, von wenigen prominenten Ausnahmen und Schicksalen in der NS-Zeit abgesehen, nicht näher in den Blick genommen worden. Das Leben der jüdischen Frauen in seinen verschiedenen Facetten stärker in den Fokus zu rücken, war daher das Anliegen der Tagung. Die insgesamt acht Beiträge umspannen thematisch die Zeit vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart und beschäftigen sich mit weiblichen Lebensentwürfen sowohl in den Landgemeinden wie auch in der Großstadt.

Im 18. Jahrhundert lebte die Mehrheit der jüdischen Bevölkerung im Deutschen Reich auf dem Land. Da Quellen wie Verwaltungs- und Gerichtsakten nicht dazu angelegt sind, Einblicke in die Alltagsbewältigung zu gewähren, lassen sich Aussagen dazu, wie Jüdinnen auf dem Land lebten, nur eher beiläufig ausmachen. Monika Preuss greift die Aspekte Kindheit, Dienstmägde, Heirat, uneheliche Schwangerschaften und Witwenschaft heraus und unter-